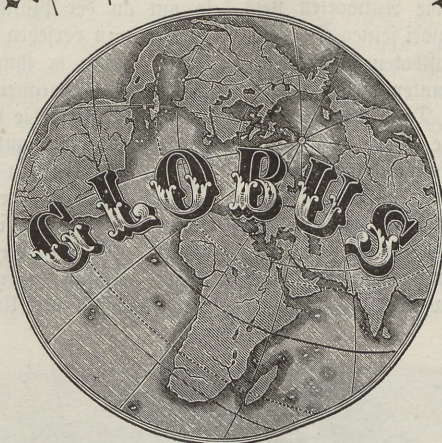


# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.



Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

## G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

VII<sup>1)</sup>.

Ko. Wir haben den Reisenden in Gelidi verlassen, wo er, nach der Plünderung seiner Karawane am Afgoi durch die Wadan, mehr als Gefangener wie als Gast von dem Sultan Omar Zuffuf zurückgehalten wurde. Vorläufig war an kein Weiterreisen zu denken, Révoil ergab sich mit Geduld in sein Schicksal und benutzte die erzwungene Muße zu naturwissenschaftlichen Sammlungen am Ufer des Weh und zu einem gründlichen Studium seiner Wirthse. Freilich war er auch dabei nichts weniger als Herr seiner Bewegungen und durfte nicht einmal seine Hütte verlassen, ohne vorgängige Verhandlung mit dem Sultan und ohne die Begleitung einiger Wächter, welche dafür zu sorgen hatten, daß er seine Exkursionen nicht zu weit ausdehnte.

Alle Versuche, eine Aenderung herbeizuführen, erwiesen sich vergeblich. Der Scheich gab vor, nur die besten Absichten zu haben, aber die Gemüther seien noch nicht genügend beruhigt und die Stämme, deren Gebiet die Expedition auf dem Wege nach dem oberen Dschub zu durchziehen habe, besonders die Ellai und die Dsafi, würden von seinen Gegnern, den Chefs der Bimala, aufgehetzt, die Karawane zu überfallen und auszuplündern. Dagegen war nichts zu machen, Révoil verzichtete vorläufig auf weitere Ausflüge und begnügte sich, die Vögel zu erlegen, welche sich auf einem nahe seiner Hütte stehenden Brustbeerbaume niederließen. Aus Rücksicht auf seine Wirthse durfte er noch

nicht einmal das Fleisch derselben genießen, so angenehm auch eine kleine Abwechslung in der Nahrung gewesen wäre, die knapp genug war. Sie wurde zwar von der Frau des Sultans geliefert, bestand aber Tag für Tag nur aus demselben schrecklichen Durrahbrei, dem auch die Kochkunst des getreuen Julian nichts abgewinnen konnte, und bisweilen etwas Milch. Nur ganz selten gab es ein Stück Fleisch, denn eine furchtbare Seuche decimirte die Rinderherden der Gobron und nur selten entschlossen sie sich, ein gesundes Stück Vieh zu schlachten. Dabei schwebte dem Reisenden beständig das Schicksal des unglücklichen Einzelbach vor, über das er hier das Genaueste erfahren konnte.

Einzelbach — Révoil schreibt hartnäckig Ringelbach — hatte Gelidi auf einem Nachtmarsche glücklich erreicht, nur begleitet von zwei Kameelen und den vier Leuten, die ihm Achmed Zuffuf, der damalige Scheich der Gobron, gesandt hatte. Er beging aber die Unvorsichtigkeit, bedeutende Geschenke zu machen und einen seiner Führer viel Geld sehen zu lassen, und so ließ ihm der Sultan bald vergiftete Milch beibringen, deren Folgen sich sofort zeigten. Achmed ließ den Sterbenden auf ein Kameel laden und nach Mogodschu bringen, das er aber nicht mehr lebend erreichte; der Gouverneur ließ ihn neben dem Thurne Abd-el Aziz (siehe „Globus“, Bd. XLVII, S. 340) begraben.

Die einzige Hoffnung des Reisenden beruhte auf dem Stolze Omar Zuffuf's, der ihm und dem Sultan von Zanzibar gegenüber sich verpflichtet hatte, ihn sicher nach Ganane am Dschub zu bringen, und er unterließ es nicht,

<sup>1)</sup> Vergl. den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus“, Bd. XLVII, S. 289, 305, 321, 337, 353 u. 369.



ihn möglichst oft von dieser Seite zu fassen. Auch der Gouverneur von Mogduschu, Scheich Sala, schrieb immer dringendere Briefe, und als die Antworten stets ausweichend lauteten, sandte er endlich zwei seiner Tarsche, d. h. Soldaten, die gleichzeitig als Postboten dienen und, wenn die Schifffahrt behindert ist, mitunter die Depeschen zu Lande bis nach Zanzibar bringen. Diese Boten hatten Befehl, eine ausführliche Antwort sowie Briefe des Reisenden direkt nach Zanzibar zu Said Vargasch zu bringen. Omar Jussuf nahm die Botschaft seines „mächtigen Bruders“ mit gebührender Ehrfurcht entgegen, berief seine Verwandten zusammen und sandte die Nachricht nach Zanzibar, daß die Karawane unbedingt am zweiten Tage nach Beendigung des Ramadan aufbrechen werde.

Révoil wußte wohl, wessen er sich von seinem biedereren Wirthe, dessen Leute, wie er unter der Hand erfuhr, gerade so gut an der Plünderung theilgenommen hatten wie die anderen, zu versehen hatte und mußte befürchten, daß den Boten, wenn er ihnen Briefe mitgäbe, unterwegs etwas Menschliches begegnen könne; er ließ ihnen also durch den getreuen Julian die Briefe in ihre Westen einnähen und stellte ihnen einen guten Vatschisch im französischen Konsulate in Zanzibar in Aussicht. Dann ging er aber zu Omar Jussuf und erklärte ihm großartig, er habe unbedingt Vertrauen in seine Versprechungen und verzichte darauf, sich über Vergangenes bei Said Vargasch zu beklagen. Dafür fordere er aber auch volle Freiheit in seiner Bewegung in der Umgegend, und diese Forderung unter-



Haartrachten von Hochzeitsgästen in Gelibi. (Theilweise nach Photographien.)

stützte er durch die Ueberreichung einer Rolle mit fünfzig Piastern. Da er verstand sich sogar dazu, einen Brief an den Gouverneur von Mogduschu zu schreiben, welcher den Scheich völlig entschuldigte und die Abreise auf den 6. Juli festsetzte. Die Gobron schienen es diesmal wirklich ehrlich zu meinen und der Reisende rüstete sich ernstlich zum Aufbruche und reducirte, um die Habgier der Somali nicht zu wecken, sein Gepäck auf das unbedingt Nothwendige.

Mittlerweile benutzte er die gewonnene größere Freiheit, um sich im Dorfe und seiner Umgebung umzusehen, während Julian, der sich mit den Somali nicht zu stellen wußte, das Haus hütete. Von besonderem Nutzen war ihm der Araber Kassabi, welcher, mit einer Eingeborenen verheirathet, einen kleinen Handel in einem unmittelbar am Ufer des Weh gelegenen Häuschen betrieb und Dank seiner

höheren Bildung einen bedeutenden Einfluß, besonders im Quartier Mareile, genoß. In seiner Begleitung konnte Révoil verschiedenen Festlichkeiten bewohnen und sogar Skizzen davon aufnehmen. Eine derselben, einen Hochzeitstanz, stellt unsere erste Abbildung dar. Er wurde ausschließlich von Männern ausgeführt, welche sich dazu in der wunderbarsten Weise frisirt hatten. Die Abbildungen zeigen aber nur die Form der Frisur, die Haare schimmerten, Dank der mit Krapp und verschiedenen anderen Farbstoffen versetzten Pomade aus Ulbokörnern, in allen Regenbogenfarben, und darüber erhob sich malerisch eine weiße Straußenfeder. Eine Frisur, welche der Reisende genau messen konnte, hatte einen Durchmesser von 67 Centimeter.

Das Haus Kassabi's war ziemlich hoch gelegen, so daß Révoil seinen photographischen Apparat, welcher der Plün-



derung glücklich entgangen war, aufstellen und die Umgebung aufnehmen konnte. Das sonderbare dreibeinige Instrument erregte zwar großes Aufsehen und mancherlei Besorgnisse, und besonders ein Bruder des Sultans suchte die Leute aufzuheizen; trotzdem gelang es, ein Dutzend Momentbilder anzufertigen. Weniger Erfolg hatten die naturhistorischen Bestrebungen. Von Pflanzen war in dem von Natur unfruchtbaren, durch eine furchtbare Trockenheit heimgesuchten Boden wenig genug zu finden, und die Jugend des Dorfes, obschon durchtrieben genug, hatte gar keine Lust, sich zum Sammeln verwenden zu lassen.

Eine Zeit lang schien es, als wolle der Sultan wirklich Ernst machen mit den Reisevorbereitungen; es wurden auch eine Anzahl der geraubten Lastthiere wieder herbeigeschafft,

aber in so traurigem Zustande, daß man sie zur Erholung erst eine Zeit lang auf die Weide schicken mußte. Der Rest war aber nicht zu beschaffen, obschon Omar Zuffuf fast täglich Verathungen veranstaltete, zu welchen wohlgerichtet der Reisende die Kaffeekirschen, den Syrup und das Maismehl bezahlen mußte. Ohne ein solches Traktament konnte nun einmal keine Versammlung abgehalten werden und die Art und Weise, wie die Somalis den Kaffee zum Genuß zubereiten, verdient wohl eine genauere Beschreibung.

Alle diese Stämme, welche das Heimathland des Kaffeebaumes bewohnen, sind in hohem Grade auf den Genuß seiner Frucht erpicht und betrachten sie als ein ganz unentbehrliches Nahrungsmittel, aber sie bereiten weder Kaffee in unserer Weise durch einen Aufguß von kochendem Wasser



Einreiben mit Kaffee. (Theilweise nach Photographien.)

auf die gebrannten Bohnen, noch stellen sie in der arabischen Weise aus dem getrockneten Fruchtfleisch den theeartigen Kafir dar. Ihre Bereitungsart ist vielmehr folgende. In einem Topfe wird zunächst Sesamöl oder Butter bis zum Sieden erhitzt; jede Familie hat dazu einen eigenen Topf, den man ausschließlich zu diesem Zwecke verwendet, damit ja nichts von dem köstlichen Aroma verloren geht. In das kochende Fett wirft man die Kaffeekirschen, die man zuvor zerbrochen hat, damit es besser eindringen kann; dann setzt man einen genau schließenden Deckel auf und läßt die Kirschen eine Zeit lang schmoren. Mittlerweile haben die Gäste Platz genommen, ihre spärliche Bekleidung als schmalen Ring um die Lenden gewickelt, und der Inhalt des Topfes wird in eine Holzschißel gegossen und circulirt. Jeder

Anwesende nimmt einen Löffel voll des parfümirten Deles und gießt ihn sich in die rechte Hand; mit der linken beginnt er dann zunächst seine Ohren und seine Nase einzusalben, dann reibt er den Rest auf seinen Körper ein, und einer hilft dem anderen die Stellen zu reiben, die er nicht selbst erreichen kann. Unser Bild stellt eine solche groteske Scene dar. Mittlerweile ist die Schiße wieder zu der Frau zurückgelangt, welche das Kohlenfeuer mit einem Palmblatte unterhalten hat, sie übergießt nun die geschmorten Kirschen mit frischer, geschmolzener Butter und mit Bienenhonig (malep schine), oder noch lieber mit dem Saft des Zuckerrohres (malep kassab), und nun ist das Gericht fertig. Jeder Gast füllt sich die rechte Hand, die als Tasse dienen muß, mit diesem Leckerbissen, mit der



linken<sup>1)</sup> holt er aus einer anderen Schüssel den gekochten Dingo (Mais), der die gewöhnliche Nahrung bildet, und tunkt das Fett damit aus. Um diese Leckerei giebt der Somali alles Andere hin; auch die Frauen sind sehr begierig darauf, doch kommt meist wenig genug davon an sie. Dafür haben die Schönen die Räucherungen mit wohlriechendem Holze, einem Hauptprodukte des Landes, welches arme Beduinenstämme aus dem Inneren auf die Märkte bringen. Unser drittes Bild zeigt die Frauen bei der Anwendung dieser Räucherungen, denen übrigens auch die Männer nicht abgeneigt sind. Die Mischung der betreffenden Hölzer und Rinden nennt man Unzo. Noch beliebter, aber freilich auch kostspieliger, sind die feineren Wohlgerüche, welche die arabischen Händler importiren, Weihrauch, Benzoeschwarz,

Sandelholz und ein Gemenge von Rosen und Chrysanthemumblättern, aus welchen die Frauen eine Paste machen, mit der sie sich schminken. Ein gelber Strich über die Stirn, beiderseits nach dem Backenknochen herabgekrümmt, gehört unbedingt zur Toilette, ebenso das Schwärzen der Augenlider mit Kohöl; aber die Henna scheint unbekannt, wenigstens erwähnt sie Révoil nicht.

Seit die Sklavenausfuhr aufgehört hat, bilden auch in Gelibi die Abösch, die Nachkommen der Freigelassenen, die Hauptmasse der Bevölkerung, aber gerade sie sind es, welche die Sklaven am allergehrsamsten behandeln. Die Unglücklichen sind fast ausnahmslos mit Fesseln belastet, zwei schwere Knöchelringe, welche durch eine Eisenkette verbunden sind; sie werden ihnen auch bei der Arbeit nicht abgenommen



Somali-Frauen, sich räuchernd.

und nur durch einen Strick, mit welchem sie die Mittelflange am Gürtel befestigen, können sie sich die Bewegung überhaupt erleichtern. Ihre Nahrung besteht dabei fast nur in rohem Mais und sie schätzen sich glücklich, wenn sie etwas gekochte Durrah bekommen können. Ihre Zahl hat seit der Unterdrückung des Sklavenhandels an der Küste sehr abgenommen, doch werden immer noch einige aus dem Gallalande über Ganane eingeführt und man rechnet bei größeren Geschäften immer noch nach Sklaven (andon), die 120 bis 150 Maria-Theresia-Thaler werth sind. Zu Sklavenräuberei im Großen haben die Bewohner von Gelibi im Allgemeinen keine Gelegenheit mehr; aber im Kleinen dauert der Menschen-

raub immer noch fort und ist die Quelle ewiger Stammesfehden.

Immerhin war das, was die Sklaven in Gelibi auszuhalten hatten, noch gering, verglichen mit den schanderhaften Martern, von welchen Sklaven der Mombel in am oberen Weß zu berichten wußten. Diese Teufel in Menschengestalt quälten namentlich die bei einem Fluchtversuche ertappten in einer so raffinierten Weise, daß die Feder sich sträubt, es wiederzugeben, und daß man gern glaubt, daß ihre Sklaven sich häufig selbst den Tod geben, unfähig, die Qualen länger zu ertragen.

Die Wirkung, welche Révoil's Explosionskugeln schon bei seinem ersten Ausfluge längs des Weß auf die Krokodile hervorbrachte, veranlaßte die Somalis, ihn zu holen, sobald sich eins dieser gefräßigen und für ihre Waffen fast unersch-

<sup>1)</sup> Beim Araber gilt es für einen hohen Grad von Unschicklichkeit, die linke Hand beim Essen zu gebrauchen.



baren Ungeheuer am Ufer konnte. Der Reisende folgte der Einladung jedesmal mit Freuden, trug aber Sorge, niemals den ihm vom Scheich gezogenen Rayon zu überschreiten und niemals ohne einige Begleiter zu gehen. Trotzdem fehlte es ihm nicht an recht unangenehmen Abenteuern. Einmal stieß er ganz unerwartet, als er einen prachtvollen weißen Reiher aus einem Rohrdickicht holen wollte, auf ein riesiges Krokodil, vor dessen Angriff er sich nur durch einen raschen Seitensprung retten konnte. Ein andermal kam er nicht so gut durch, obgleich der Gegner weit weniger gefährlich war. Er hatte einen großen Schreiadler (*Falco vocifer*) von einem Baume herabgeschossen und zwei Abösch, denen er einen Pfaster versprochen, holten den angeschossenen Vogel aus dem Wasser und brachten ihn, ihn sorgsam an

den beiden Flügelenden haltend. Der Reisende, begierig, den zum erstenmal erbeuteten Vogel zu erhalten, ehe ihm das Blut den weißen Kragen befudelte, sprang herzu und ergriff ihn mit der rechten Hand am Halse, während die linke noch das Gewehr hielt. Sofort ließen die Eingeborenen los und der Vogel schlug seine Krallen in Révoil's Arm und verletzte ihn schwer. Dieser durfte sein Gewehr nicht loslassen, da es ihm die Begleiter sonst sofort gestohlen hätten, er mußte es also zwischen die Beine nehmen und mit der freigewordenen Hand den wehrhaften Vogel zu erwürgen suchen. Der Kampf dauerte fast zehn Minuten, die Somalis sprangen währenddem wie verrückt um Révoil herum und wollten sich ausschütten vor Lachen.

Auch Reibereien mit den Eingeborenen ließen sich selbst



Gefesselte Sklaven, vom Felde heimkehrend. (Nach Photographien.)

bei der größten Vorsicht nicht ganz vermeiden. Einmal ging Révoil mit einigen Kindern dem Flusse entlang und kam zufällig an einer Stelle vorbei, wo ein eingeborener Fleischer seine Waaren aufgehängt hatte. Dieser, dem die Nähe eines Ungläubigen nicht gefiel, faßte ihn am Arme und riß ihn zurück, in den Augen der Somalis eine schwere Beleidigung. Der Reisende ertrug sie in Geduld und schritt achselzuckend weiter, aber der Somali sprang mit geschwungener Lanze auf ihn zu und wich erst zurück, als Révoil sein gefürchtetes Gewehr auf ihn anschlug. Andere sprangen dazwischen und die beiden Streitenden wurden sofort vor den Scheich geführt, der auch einen Verweis seiner hohen Gerechtigkeitsliebe ablegte, denn er verurtheilte Révoil, seinem Angreifer 24 Pfund Kaffee als Strafe zu bezahlen.

Nachdem eine solche Prämie auf jede Beleidigung gesetzt war, schränkte der Reisende natürlich seine Exkursionen ein. Bald sollten aber neue schwere Sorgen kommen. Der bestimmte Reisetermin nahte heran, aber von ernstlichen Vorbereitungen war nichts zu merken; die Lastthiere wurden nicht herbeigeschafft und Omar Zuffuf hatte auf alles Drängen nur die eine Antwort: „Beruhige dich, das ist meine Sache.“ Der Ramadan ging zu Ende, der Beiram (3d) kam mit unendlichen Betteleien und Erpressungen, aber von Abreise war keine Rede. Endlich kam es zum Bruche und 12 Tage lang hielt sich Révoil in seinem Hause eingeschlossen, ohne dem Sultan seine Aufwartung zu machen. Die Alten der Gobron brachten eine Versöhnung zu Stande und die Abreise sollte nun unbedingt stattfinden, sobald die



Ernte vorüber sei. Aber nun trat der Sultan mit einer neuen Forderung hervor. Révoil hatte, um größere Vögel

ohne Verletzung des Gefieders zu tödten, sich öfter des Sublimats bedient; nun verlangte Omar von diesem Gifte



Streit mit einem Fleischhändler.



Scheich Omar verlangt Gift von Révoil.

und ließ den Reisenden nicht im Zweifel darüber, daß er vollkommen in seiner Gewalt sei. Hier konnte nur Gift

helfen. Eine Blechdose mit doppeltkohlensaurem Natron mußte die Stelle des Giftes vertreten, und eine kleine Dosis



Sublimat wurde geschickt als Probe davon einem unglückseligen Huhne beigebracht und that ihre Wirkung, und der Sultan war mit dem Natron zufrieden.

Mitten in die Festlichkeiten des Id hinein fiel eine beängstigende Naturerscheinung: die Sonne stand einen ganzen Tag hindurch roth und strahlenlos am Himmel, ein untrüglicher Vorbote kommenden Unheils für das ohnehin schon durch die Kinderseuche und lange Trockenheit, sowie durch die Unmasse Körnerfressender Vögel, welche sich nicht aus den Feldern verschrecken lassen wollten, schwer betroffene Land. Bitternd lagen die abergläubischen Beduinen auf dem Marktplatz und beteten unablässig ihren Rosenkranz, die Somalis liefen zum Scheich und zu dem fremden Reisenden, um seine Ansicht zu hören, und Révoil faßte

eine schwache Hoffnung, Nutzen aus der allgemeinen Furcht ziehen zu können.

Die Unruhe dauerte noch fort, als eine Karawane der Ugadin anlangte und Nachrichten vom Kriege im Sudan und dem Scheich eine Botschaft des Stammes des Scheich Ballial brachte. Révoil hatte schon öfter von dieser fanatischen Sekte gehört, aber er konnte auch jetzt nichts Genaueres über sie in Erfahrung bringen. Nur ein alter Mann wußte ihm mitzutheilen, daß sie ihre Moscheen mit Vorliebe unter hohen Bäumen errichteten und von diesen aus die Gläubigen zum Gebete riefen. Die Botschaft schien sich indessen nicht auf ihn zu beziehen, wenigstens erfuhr er nichts davon.

## Die gegenwärtigen Zustände von Korea.

### II. (Schluß.)

Die Handelsentwicklung Koreas in den sieben Jahren seit Eröffnung Fusan's ist derart gewesen, daß sich dort der Handel zuerst konzentrierte; nach Eröffnung Gensan's gab Fusan einen Theil seines Verkehrs an jenes ab, das nahezu eine gleiche Bedeutung erreichte. Beide Häfen wurden aber sehr empfindlich durch die im Juni 1882 stattfindende Eröffnung Chemulpos beeinträchtigt. Der Handel mit dem Auslande nahm dabei aber in außerordentlicher Weise zu. Im Jahre 1877 bis 1878 hatte der Gesamtverkehr nur 348 092 Papier-Yen betragen, war aber 1883 bereits auf 3 683 000 Papier-Yen gestiegen. Hierbei ist bemerkenswerth, daß Gold und Silber nicht als Geld, sondern als Landesprodukte und Waaren betrachtet worden sind; von Gold wurde 1883 für 1 220 355, von Silber für 88 875 Papier-Yen ausgeführt.

Ist nun aber der Handel in dieser so befriedigenden Weise gestiegen, so bleibt doch eine bedeutende Zunahme desselben in nächster Zeit sehr unwahrscheinlich. Korea ist unzweifelhaft ein armes Land, nicht weil seine natürlichen Hilfsquellen unbedeutend sind, denn nach allem, was wir wissen, erscheint der Boden von großer Fruchtbarkeit und vielseitigem Reichthume noch ungehobener Schätze, und die Bewohner sind ein begabtes Volk, das nur der schwere Druck eines kurzichtigen Despotismus in seiner Entwicklung gehemmt, ja von einem ehemals eingenommenen höheren Standpunkte tief hinabgedrückt hat. Früher die Lehrmeister der Japaner in mancherlei Künsten und Gewerben, stehen heute die Koreaner tief unter ihren ehemaligen Schülern. Die Rollen haben gewechselt. Heute scheinen die Koreaner fast ganz ohne eigene Industrie zu sein; auch die schlechten Verkehrswege haben das Ihrige gethan, so daß nur eine Kleinfabrikation und ein Kleinhandel sich erhalten konnten.

Alle Berichtersteller, in jüngster Zeit auch Dr. Gottschae, welcher sämtliche acht Provinzen des Königreichs besuchte, stimmen darin überein, daß die koreanischen Straßen die denkbar schlechtesten sind. Brücken über die Flüsse giebt es nur an sehr wenigen Stellen; zuweilen sind Fährten vorhanden, meist aber ist das Flußbett zu durchwaten. Daher ist der Verkehr periodisch gänzlich unterbrochen, wenn mit Eintritt des warmen Wetters die Flüsse über ihre Ufer hinaustraten. Die Straßen sind, ganz wie der Charakter des Bodens sich darstellt, ohne irgend welche Bedeckung durch

Steine, dennoch aber officiell in drei Klassen getheilt, je nachdem sie 6 bis 10 m breit und mit Wassergräben an der Seite versehen sind, oder 2½ bis 3 m und ohne Wassergräben oder endlich nur Saum- und Fußpfade darstellen. Von der ersten Klasse giebt es sechs Straßen, sämmtlich von Sül ausgehend, von denen zwei sich nach Norden wenden, die eine über Wonsan zum Tumen und der russischen Grenze, die andere zum Dalukiang und der chinesischen Grenze, während sich die übrigen, darunter als die wichtigste die nach Fusan führende, südwärts ziehen. Fusan und Sül sind die beiden einzigen Plätze, in denen drei oder mehr Straßen zusammentreffen.

Der Verkehr auf diesen Straßen wird fast ausschließlich auf den Rücken von Pferden oder Menschen bewerkstelligt. Für Staatskurier und reisende Beamten besteht eine Posteinrichtung mit 40 Distrikten, ein jeder unter einem Tsapeng oder Postinspektor und 471 Stationen unter je einem Postmeister, der über Postknechte für den Dienst als Sänktenträger, Führer, Briefboten und über 5400 Pferde verfügt. In neuester Zeit soll aber in Sül ein modernes Postamt eingerichtet und der Beitritt Koreas zum Weltpostvereine beschlossen worden sein. Die Gepäckstücke werden nach Gröfße durch eine Gilde von Trägern befördert, welche an 10 000 Seelen (es sind auch Frauen darunter) zählt, aufs Strengste organisiert und nach dem Bedürfnisse der Provinzen auf diese vertheilt ist und nur dem von ihr selbst erwählten Haupte und eigenen Gesetzen gehorcht. Fast ganz unabhängig wissen diese Träger ihre Forderungen stets durch gemeinsame Verweigerung ihrer Dienste durchzusetzen, so daß zeitweilig in einem ganzen Distrikte eine Verkehrsstockung eintreten kann.

Diese höchst primitive, an afrikanische Zustände erinnernde Art der Beförderung ist in Korea fast die einzige. Nur auf den Kwandumyang hinab nach Fusan und den Hansuflus aufwärts vom Meere nach Sül ersetzt die Wasserfahrt den beschwerlichen Landdienst.

Auch von China wurden alle Waaren über Land gebracht, bis 1882 auch diesem Reiche gestattet wurde, an dem bis dahin gänzlich verbotenen Seeverkehre Theil zu nehmen, was nothwendig den chinesischen Ueberlandhandel auf das Schwerste schädigen mußte. Korea ist gegenwärtig in ziemlich regem überseeischem Verkehre mit China und Japan.



Die Firma Jardine, Matheson u. Co. läßt monatlich zweimal einen Dampfer von Schanghai nach Nagasaki, Fusan und Chemulpo laufen, die japanische Mitsui-Bishi-Gesellschaft expedit monatlich zwei Dampfer von Kobe aus, den einen über Nagasaki, Fusan, Genzan, Wladiwostok und zurück, den anderen über Nagasaki, Tsushima-Insel, Fusan, Chemulpo und zurück. Außerdem läßt die China Merchants Steam Navigation Co. von Schanghai einzelne geöffnete Häfen in unregelmäßigen Zeiträumen anlaufen. Dadurch hat der Schiffsverkehr in kurzer Zeit ein ganz verändertes Gesicht erhalten; während in den geöffneten Häfen Fusan und Genzan 1879 noch 644 nach japanischer Art gebaute Dschunken und Boote von 7533 Tonnen verkehrten, zählte man 1883 nur noch 180 japanische Schiffe und Dschunken von 3058 Tonnen. Und in derselben Zeit war die Zahl der nach europäischer Art gebauten Schiffe von 41 auf 314, ihr Tonnengehalt von 7258 auf 58 522 gestiegen. Es vermehrte sich also im Zeitraume dieser drei Jahre der Verkehr der Schiffe europäischer Bauart um das Achtefache, während derjenige der Schiffe japanischer Bauart weit unter die Hälfte sank.

Im December 1883 wurde in Fusan von Japan aus ein Telegraphenkabel gelandet und dort ein königlich koreanisches Telegraphenbureau eröffnet. Sonst besteht in Korea von Alters her ein optisches Telegraphensystem mittels Rauch und Feuer auf den Bergen, das früher namentlich zur Meldung nahender Piratenschiffe Verwendung fand.

Diese Piratenwirtschaft hat nun wohl so ziemlich aufgehört, allein der Handel findet im Lande immer noch Störungen genug, die recht unter den Augen der koreanischen Beamten stattfinden, ja von diesen selber ausgehen. Sagt man doch von dem am längsten eröffneten Hafen Fusan, daß nur dann die Landleute ihre Vorräthe zum Verkaufe anzubringen geneigt sind, wenn ein japanisches Kriegsschiff im Hafen ankert und daß nach seinem Verschwinden sofort aller Verkehr ein Ende nimmt. Und in Genzan sind Räuberzügen und Einbrüche auf der Tagesordnung, obgleich die gegenwärtige Regierung sehr energisch gegen Diebstahl und Erpressungen vorgeht. So führte die britische Gesandtschaft ihr Weg an den angefohlten Leichnamen einer Schaar von 15 enthaupteten Brandstiftern vorbei, so berichteten vor Kurzem japanische Korrespondenten von der Hinrichtung einer 40 Mann zählenden Räuberbande mit der stumpfen Säge und so schrieb „Siji Shimpo“, eine japanische Zeitung, daß der Gouverneur der Provinz Tschung-tschong-do und ein anderer hoher Beamter zur Strafe für Bestechung abgesetzt und tüchtig durchgepeitscht worden seien. Dennoch klagen die Japaner, daß die niederen Beamten selbst bei den unbedeutendsten Geschäften allerlei „Black Mail“ erheben. Dadurch und durch die Furcht der Behörden, es könnte in Folge des Exports von Cerealien im Lande selber Getreidemangel entstehen, wird beispielsweise der Reis-handel außerordentlich erschwert, so daß die Reisbauern, wie einer der englischen Parliamentary Reports mittheilt, die Quantitäten, welche sie verkaufen wollen, in ganz kleinen Partien in die japanischen Faktoreien einzuschmuggeln gezwungen sind. Daraus ist es auch wohl erklärlich, daß die Koreaner es nicht zu einer Reissbörse gebracht haben, während die Japaner eine solche bereits von Alters her besitzen, und daß es auch nicht einmal Getreidegroßhändler giebt.

Das sind einige der Hindernisse, welche dem Handel gegenwärtig entgegenstehen. Ein weiteres ist die unsichere Zahlungsfähigkeit der koreanischen Kaufleute, so daß die Japaner bisher sich gescheut haben, Kreditverkehr zu pflegen und sich nur auf den Baarverkehr eingelassen haben. Die

Geldverhältnisse sind aber sehr unbefriedigend. Gold- und Silbergeld giebt es in Korea gar nicht.

Das umlaufende Geld ist das denkbar schlechteste. Das erklärt sich aus der bis vor Kurzem üblichen Verpachtung des Münzregals an einen „King“ angesehenen Familien. Auch hatte jedes Ministerium seine eigenen Münzen. Geprägt oder vielmehr gegossen wurden die in China und Japan üblichen Käschstücke, in Korea Pun genannt, runde Münzen mit einem viereckigen Loch in der Mitte, zu drei Viertel aus Kupfer, zu einem Viertel aus Blei, von denen früher 480 auf einen Dollar gingen, die aber so verfälscht wurden, daß Ende 1883 in der Hauptstadt nicht weniger als 1250 einen Dollar galten. Es circuliren meist große Fünf-Käsch-Stücke, die zu großen Rollen auf Strohfleise gezogen werden. Solche Rollen repräsentiren einen äußerst geringen Werth bei sehr großem Gewichte, so daß, um Beträge von 150 bis 200 Mark in der Stadt zum Einkaufe zu verwenden, man sich von ein bis zwei Lastträgern begleiten lassen muß. In Genzan hat man noch große Ein-Käsch-Stücke, von denen 500 den Werth eines Dollars repräsentiren. Natürlich ist dieses Geld für die Begleichung größerer Beträge ganz ungeeignet, man bedient sich dazu des Rohgoldes und der aus China importirten Silberbarren, meist im Gewicht von 20 Täl. Die vor einiger Zeit gegossenen Silbermünzen, mit einem blauen Emailleflack auf der Rückseite, sind jetzt gänzlich aus dem Verkehr verschwunden; es wurden höchstens für 20 000 Dollars Stücke ausgeprägt und diese flossen schnell nach Japan ab, wo sie sofort ungeschmolzen wurden. Uebrigens war früher für die Koreaner Reis Geld, wie aus den noch jetzt im Handel gebräuchlichen Ausdrücken ersichtlich ist.

In China bestehen von Alters her zahlreiche Banken und Bankiers, ebenso ist das Bankwesen in Japan, namentlich in neuester Zeit unter dem Einflusse Europas und Amerikas, sehr vollständig entwickelt, in Korea gab es bislang derartige Finanzanstalten gar nicht. Gelegentlich geben Koreanische Anweisungen auf einander, indeß können solche Anweisungen nur an der Stelle zu Geld gemacht werden, auf die sie gezogen sind. Und diese Geschäfte sind noch dazu fast durchaus beschränkt auf die Händler in Seoul und Nishin, jenem Grenzorte, an welchem der chinesisch-koreanische Tauschhandel dreimal jährlich stattfindet. In allerneuester Zeit hat aber die japanische „Erste Nationalbank“, welche 1876 mit einem Kapitale von 1 500 000 Yen gegründet wurde, es unternommen, in den offenen Häfen Koreas Bankfilialen zu errichten.

Die Koreaner, wie wir sie heute sehen, sind ein Mischvolk, das aber, nachdem sich die Mischung vollzogen, Jahrhunderte lang von allen fremden Einflüssen sich mit peinlichster Sorgfalt freigehalten hat. Den Norden der Halbinsel scheinen anfänglich die in der Geschichte Hochasiens zu wiederholten Malen auftretenden Sien-pi bewohnt zu haben, während im Süden das Volk der Han saß, das sich in drei Zweige spaltete: die Ma-Han, die Pian-Han und die Schin-Han. Die Han hatten eine andere Sprache wie die Sien-pi und glichen den Japanern im Aeußeren wie in Sitten und Gebräuchen. Wie schon erwähnt, sollen im 12. Jahrhundert chinesische Stämme von Norden her eingewandert sein. Jedenfalls erinnert die Physiognomie der heutigen Koreaner weit mehr an die der Japaner als an die der Chinesen, aber auch von jenen sind sie vortheilhaft verschieden, sie sind größer und hübscher als die japanischen Männer. Sie sind stark aussehend, gut gefornnt, mittlerer Statur und von regelmäßigen Gesichtszügen; die Gesichtsfarbe ist gelb, das Haar schwarz, die Nase nicht so abgestumpft wie bei Chinesen und Japanern, die Augen sind



wie bei allen mongolischen Rassen, mandelförmig, aber die Augenbrauen stehen mehr in gerader Linie, auch tritt das Kinn mehr hervor. Der Bartwuchs, der bei den meisten dünn und lang ist, beginnt schon im Alter von 20 bis 22 Jahren, während bei einem 35 jährigen Chinesen nur selten der erste Flaum zu sehen ist. Dagegen ist das Haupthaar nicht von der üppigen Länge, wie man es bei Chinesen sieht. Die Unverheiratheten theilen es in der Mitte und flechten es in einen Zopf, was den jungen Burschen ein ganz mädchenhaftes Aussehen giebt. Wenn sie heirathen, was gewöhnlich im Alter von 19 bis 20 Jahren geschieht, scheeren sie eine Tonsur in der Mitte und binden das Haar in einen wohlgepflegten Knoten zusammen. Ein feines schwarzes Gittergeflecht aus einem starken Bindengewächse (nicht Draht oder Pferdehaar, wie gewöhnlich angegeben wird) schlingt den Knoten, welcher mit einem schwarzen Bande um Stirn und Hinterkopf befestigt ist <sup>1)</sup>. Auf dem Gitter sitzt ein breitkrämpiger Hut mit kleiner Mütze, ganz aus demselben feinen negartigen Geflechte bestehend, und durch eine Perlenchnur unter dem Kinn befestigt. Nichtsofen bemerkt, daß, wenn man sich einmal mit der Form des Hutes veröhnt hat, derselbe sogar elegant erscheine. Neben jenen mongolischen Physiognomien begegnet man aber auch solchen von rein kaukasischem Typus, also europäisch geformter gerader Nase, geradestehenden blauen Augen und hellfarbigem Haar, wie denn Nichtsofen selber von den Chinesen für einen Koreaner gehalten wurde.

Neben diesem Typus ist noch ein zweiter, weit weniger schöner vertreten. Während bei den Angehörigen des ersten der Kopf lang ist, die schmale Stirn etwas zurücktritt und bei schlankem, elegantem Wuchse die Formen schön sind, haben die des zweiten breite runde Köpfe mit Stumpfnasen und sehr hervortretenden breiten Backenknochen, die Falte des oberen Augenlides hängt weit herab, das Haar wächst tief in die breite niedrige Stirn, der Körper ist kurz, breit und plump. Auch in seiner fast militärischen Haltung kontrastirt der erste Typus vortheilhaft gegen das plumpe Wesen des zweiten.

Was den Charakter der Koreaner anlangt, so unterscheidet sich derselbe sehr vortheilhaft von dem ihrer Nachbarn, der Chinesen. Der schon citirte Forscher bemerkte bei ihnen mehr Anstandsgefühl, einen mehr männlichen und offenen Charakter, die Leute waren von großer, dabei aber nicht so aufdringlicher Wißbegier und zugleich besaßen sie trotz der langen Isolirung des Landes eine größere Kenntniß der übrigen Welt. Der kalte, nüchterne Verstand herrscht nicht so vor wie bei den Chinesen, es offenbart sich bei ihnen in Rede und Geberde sofort ein Gemüthsleben, das unsere Theilnahme erregt. Leider aber ist in Folge der strengen Abschließung gegen die Außenwelt, noch mehr aber in Folge des absolutistischen Druckes, der Jahrhunderte hindurch auf dem Volke gelastet hat, der Koreaner lethargisch und grenzenlos apathisch geworden, zu einem ostasiatischen Lazarone, der nur an das Heute denkt. Er producirt nur genug, um seine eigenen bescheidenen Bedürfnisse und die Forderungen der Regierung oder der um ihn wohnenden Beamten zu befriedigen. Denn diese sind immer auf der Lauer, ihm durch alle erdenklichen Chikanen das zu entreißen, was er zu seines Leibes Nothdurft und Nahrung nicht ganz unbedingt nöthig hat. Die außerordentliche Armut des von der Natur so reich bedachten Landes ist daher sehr erklärlich. Nach dem bisherigen Systeme, das ihn Jahrhunderte hindurch beherrschte, denkt der Koreaner daher auch an eine Hebung seiner materiellen Lage durchaus

nicht, obgleich die mineral- und waldbreichen Berge und die fruchtbringenden Ebenen, obgleich ein mildes, aber regenerirendes Klima verbunden mit ausreichender Fleischnahrung ihm Impuls und Ausdauer zur Verfolgung höherer Ziele seines irdischen Daseins geben sollten.

Ehe wir indessen auf seine Thätigkeit eingehen, wollen wir versuchen, das Bild des äußeren Koreaners zu vervollständigen. Eine Eigenschaft, durch welche sich der Koreaner vor allen ihn umgebenden Nationen, ja vor den meisten europäischen, auszeichnet, ist eine, wenigstens bei den besseren Ständen, in der Kleidung sich zeigende scrupulöse Reinlichkeit. Weiße chinesische Schuhe, weiße Strümpfe, eine weiße weite Hose, die über die Knöchel zusammengebunden wird, eine kurze weiße Jacke und ein bis an die Knöchel reichendes schlafrockartiges Obergewand von ganz leichtem, weichem Zeuge, das vorn überfällt und auf der rechten Seite zusammengebunden wird, dies ist die allgemeine Kleidung. Die Stoffe sind gut gewebt aus der Faser einer nesselartigen Pflanze und daher schön glänzend. Ueber diesem weißen Gewande tragen die Beamten einen eleganten Ueberwurf aus lose gewebtem hellblauem Seidenzeug, wovon ihre Gesamtheit im Volksmunde „die blaue Wolke“ heißt. Kinder gehen häufig rosenfarbig, Vornehme violett, Soldaten und Polizisten dunkelblau und Frauen in grünen, die ganze Gestalt umhüllenden Mänteln. Die niedrigen Klassen tragen ein grobes gelbliches Zeug, die Winterkleider werden wattirt, als Fußbekleidung dienen Stroh- oder Berggandalen, deren Sohlen aus roher Haut gefertigt sind.

Das koreanische Luxusbedürfnis hat sich in Folge des Verbotes von Gold und Silber ausschließlich der Kleidung zugewandt; jedem Berichterstatter über Korea ist der Kontrast zwischen den reich in Seide gekleideten Hausbesitzern und ärmlichen Wohnungen aufgefallen. Die Mehrzahl der Bevölkerung wohnt in Lehmhütten, die mit Stroh gedeckt sind. Die besseren Häuser haben Steinfundamente mit Aushöhlungen am Grunde für das Feuer zum Erwärmen der Zimmer während der kalten Jahreszeit. Die Wände sind aus Holzrahmen hergestellt und mit dichtfaserigem Papiere überklebt, das Dach ist auf dem Lande mit Stroh, in der Hauptstadt mit Ziegeln gedeckt. Fast alle sind einstädig, nicht viel über 3 m hoch und zum großen Theile, selbst in Söul, im letzten Stadium des Verfalles. Die nur meterhohen Schornsteine gehen nach der Straße, und wenn am Abend Feuer angemacht wird, liegen dichte Rauchwolken über den Straßen und erfüllen die engen Räume, in denen die Familien zusammengedrängt leben.

Die Häuser der Vornehmen, auf weiten, von Mauern umschlossenen Plätzen erbaut, sind zwar größer, aber nicht viel besser; Papier spielt hier als Bekleidung des Fußbodens, der Wände, als Thüren und Schirme eine große Rolle. Die weiten Plätze sind öde, durch keinen Garten verschönt. Einen solchen besitzt nur der König, dessen Palastgebäude mit großem Exercierplatze, Teichen zc. einen Raum von 2,6 qkm bedecken. Eine mehr als 12 m hohe Mauer faßt den ganzen Komplex ein, drei Thore führen durch dieselbe, aber der Zutritt ist Europäern kaum gestattet.

In die Stadt Söul selber führen vier Thore, welche Inschriften in chinesischen Buchstaben tragen. Das Ostthor heißt das Thor des Wohlwollens, das Südthor Thor der Höflichkeit, das Westthor Thor der Gerechtigkeit. Wo sich die vom Ost- zum Westthore und vom Nord- zum Südthore laufenden Straßen schneiden, steht ein quadratischer, roth und grün bemalter Holzbau, der Tschongkak, dessen Glocke, die einzige der Stadt, Morgens um 1 Uhr und Abends um 9 Uhr mit einem Holzhammer angeschlagen wird und das Zeichen zum Deffnen resp. zum Schließen der Stadthore

<sup>1)</sup> Nichtsofen in der Zeitschrift der G. f. E. 1870.



giebt. Nur vor Beamten werden die geschlossenen Thore geöffnet.

Außer jenen beiden Straßen giebt es noch eine Hauptstraße, welche gleichfalls von Wagen benutzt werden kann, die übrigen sind schmal und in einem kaum beschreibbaren Zustande. In der Mitte der Straße läuft oft ein kleiner dickleimiger Bach und auf jeder Seite sind fortlaufende Pfützen, nach denen hin sich die Latrinen der Häuser öffnen; Dünghaufen nehmen oft über die Hälfte des Weges ein und vor der langen Reihe geschwärzter armseliger Häuser liegen Hunde-, Pferde- und Ochsenköpfe umher. Und dabei erzählte man Bonar, welcher diese Schilderung giebt, daß etwa einen Monat vor seiner Ankunft die Straßen gereinigt wären.

Die Bevölkerung der Hauptstadt wird verschieden auf 120 000 bis 240 000 Seelen geschätzt, anscheinend recht ruhige, ordentliche Menschen, deren Hauptbeschäftigung in Pflandern und Rauchen zu bestehen scheint. Rauchen ist das einzige Vergnügen der Koreaner; an irgend welchen Unterhaltungen, Theatern oder dergl., wie sie die Chinesen und Japaner lieben, fehlt es vollständig. Es mangelt auch an dem Handelsgeiste, welcher jene beiden Völker kennzeichnet; die Läden der Hauptstadt sind in ihrem Aeußeren ebenso ärmlich wie die Waaren, welche sie bergen. Die besten derselben sind fremden Ursprungs, denn die koreanische Industrie, die namentlich in Porcellan und Metall, jetzt auf die Japaner übergegangen, früher so hoch stand, ist heute fast ganz ausgestorben; als einheimische Industrie-Artikel sind nur noch Seide, Papier, Matten, Fächer, Dachziegel, Tabak und Bürsten erwähnenswerth.

Ist aber auch durch Druck, Mißwirthschaft und Erpressungen des Königs und seiner Beamten der Unternehmungsgeist erlahmt, so steht doch die geistige Bildung des Volkes immer noch auf gleicher Stufe mit der seiner Nachbarn. Das niedere Volk kann durchweg die Landessprache lesen und schreiben; dafür sorgen zahlreiche Schulen, sämmtlich Privatanstalten. Wer aber Anspruch auf Bildung machen will, muß Chinesisch betrieben haben; nur in dieser Sprache werden die schriftlichen Aufträge der Staatsprüfungen abgefaßt; nur diese Sprache wollen die vornehmen Stände kennen. Die Sprache der Koreaner gleicht in ihrem Satzbaue dem mandschurischen und japanischen, weicht aber in allem Anderen von diesen Idiomen vollständig ab. Das koreanische Alphabet (Wonmon) hat 191 Buchstaben, doch bedient man sich meist chinesischer mit Hinzufügung von koreanischen.

Eine Kunst steht aber noch in hoher Blüthe, das ist die Buchdruckerkunst. Unter allen ostasiatischen Ländern hat Korea in der Buchdruckerei, bei welcher man meist Metalltypen verwendet, die höchste Stufe erreicht, so daß jeder chinesische Literat eine koreanische Ausgabe der „vier Bücher“ und „fünf Klassiker“ der chinesischen Philosophen als die vorzüglichste, sowohl was Ausstattung und Druck als auch Preis betrifft, für seine Bibliothek zu erwerben trachtet. Die Koreaner kannten die Buchdruckerkunst schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts; noch circulirt ein von dem damaligen Könige Thaitshong Kongthong gethaner Ausspruch: „Wer regieren will, muß mit Büchern vertraut sein.“

Mit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs Li-Jin, des 28. Fürsten der herrschenden Dynastie, scheint für Korea eine neue Blüthe anbrechen zu sollen. Er ist

der im Lande vorhandenen Fortschrittspartei, welche mit dem Auslande nähere Verbindungen anknüpfen will, geneigt, und der von einer anderen Partei diesen Bestrebungen entgegengebrachte Widerstand ist gebrochen. Seitdem hat eine europäische Macht nach der anderen Zutritt erlangt. Aber der König und seine dem Fortschritte zugeneigten Rathgeber sind nicht gewillt, daß die Einführung der fremden Civilisation als ein Vorpiel zur Annahme einer europäischen Verfassung angesehen werde. Der König von Korea ist immer unumschränkter Monarch gewesen, viel mehr als die chinesischen und japanischen Herrscher. Kein mächtiger Adel konnte hier die Gewalten des Monarchen beschränken. Darum bezeichnete der König in einer vor Abschluß der Verträge mit England und Deutschland gehaltenen Ansprache eine Einführung europäischer Verfassungsformen als undenkbar. „Nichts“, sagte er, „wäre unvernünftiger. Civilisation bezweckt die Bereicherung eines Landes und die Aufrechterhaltung des internationalen Verkehrs auf dem Fuße der Gleichheit. Um unser Land in den Bereich der Civilisation zu bringen, müssen wir dahin streben, die alten nationalen Principien aufrecht zu erhalten und die europäischen Künste erwerben, müssen wir die klassischen Lehren des Confucius beobachten und europäische Erfindungen einführen.“

Aber der König ist nicht allmächtig; die den Fremden abgeneigte Partei ist zurückgedrängt, keineswegs vernichtet. Und doch würde Korea gerade in engerer Verbindung mit Europa eine Garantie für seine Unabhängigkeit finden. Zwar ist das Vasallenverhältniß Koreas zu China ein rein nominales, aber China würde dies Verhältniß gern in ein engeres umgestaltet sehen. Jetzt sendet der König nach altem Herkommen jährlich zwei Gesandtschaften an den Hof von Peking mit einem Tribut, der in einer gewissen Quantität Papier und 800 Ochsen besteht, welche letztere an die Mandarinern in Fong-whang-tschin abgeliefert und von diesen und deren Soldaten verspeist werden. Dafür empfängt der koreanische Herrscher einen chinesischen Staatskalender und in bestimmten Intervallen geht von Peking eine Gesandtschaft an den Hof von Sül, um Geld als Gegenbesand für den Tribut zu überbringen. Nach ostasiatischem Begriff ist damit ein Verhältniß zwischen Souverän und Vasallen konstatirt. Japan hat dasselbe indeß durch seine Verträge durchbrochen, die europäischen Mächte und Nordamerika sind ihm darin nachgefolgt. Es ist schwer denkbar, daß China, wollte es die Beziehungen straffer spannen, etwas Anderes erreichen würde als einen völligen Bruch derselben.

Ein sehr begehrenswerthes Object erscheint Korea augenblicklich nicht; das der Halbinsel Italien (ohne die Inseln) an Umfang einigermaßen nachstehende, von 10 1/2 Millionen (nach Gottschee von einigen Millionen mehr) bewohnte Land ist gegenwärtig äußerst arm und wenig konsumtionsfähig. Es wird einer Hebung der bestehenden Hilfsquellen und Erschließung neuer bedürfen, um Korea zu einem lohnenden Absatzgebiete europäischer Industrie zu machen, aber jeder Schritt zur Förderung des Landes wird mit äußerster Vorsicht gethan werden müssen, damit nicht der nie ganz ruhende Haß des Fremden abermals entfacht, alles mühsam Errungene vielleicht durch einen heftigen Ausbruch nationaler Eifersucht zerstört und die Entwicklung des Landes wiederum auf lange Zeit hin in Frage gestellt werde.



## Die Goajira = Halbinsel.

Im Decemberheft der Proceedings Royal Geographical Society berichtet Herr F. A. Simons über das Gebiet der Halbinsel Goajira (Colombia) und deren Bewohner. Auf Dreiviertel ihres Umfangs vom Meere bespült, wird das Land im Südwesten von dem Staate Magdalena durch natürliche Grenzen, den Rio Rancheria mit den daran stoßenden Ausläufern der Sierra Nevada, sowie die Berge von Dea getrennt. Ueber den Besitz eines Theiles dieses Gebietes haben Colombia und Venezuela sich gestritten und die Entscheidung dem Könige von Spanien überlassen; sein Schiedsspruch ist noch nicht veröffentlicht. Von der Geschichte der Bewohner ist nur wenig bekannt; trotzdem die Halbinsel eine gewisse Rolle in der Entdeckungsgeschichte spielt, wird sie von den älteren Chronisten nur wenig genannt und über die Indianer findet man erst Mittheilungen in der „Floresta de Santa Vela“ des de la Rosa (1739), die mit allen darin enthaltenen Irrthümern auch in die neueren Berichte übergegangen sind. Es scheint sicher, daß sie nicht die Autochthonen des Landes sind; sie selbst haben Ueberlieferungen über ihre Einwanderung und wissen die Dorfruinen, welche die früheren Bewohner hinterlassen haben, nachzuweisen.

Etwa die Hälfte der Halbinsel besteht aus Bergland, die andere, im Südwesten gelegene Hälfte, bildet eine weite, fruchtbare Fläche. Das Bergland zerfällt in drei parallele Ketten, welche durch dazwischen liegende Ebenen getrennt sind, die bedeutendste derselben ist die östlichste. Die höchsten Spitzen erheben sich bis zu 2400 bis 2600 Fuß Höhe und sind bis etwa 500 Fuß unter dem Gipfel bewohnt. Die Vegetation ist derjenigen ähnlich, welche man auf der Sierra Nevada in der Höhe von 6000 Fuß antrifft und die Temperatur, welche Simons dort antraf, sehr niedrig, nur 65° F. um Mittag. Die mittlere Kette erhebt sich nur an wenigen Punkten über 1500 Fuß; auch hier trifft man zwei hervorragende Gipfel; die Höhe des nördlichen, des Ruma, den Simons mit Mühe bestieg, wurde auf 1950 Fuß bestimmt, die des südlichen, 15 Meilen entfernten Gipfels Guajarepa beträgt nicht über 2200 Fuß. Die westlichste Kette, die von der vorigen durch ein vielfach gewundenes Thal, welches an der engsten Stelle etwa sechs Meilen weit ist, getrennt wird, ist die bedeutendste; die einzelnen Berge werden auf allen Seiten von zahlreichen scharfen Rücken flankirt. Die höchste Felsenmasse, Juripiche, erreicht die Höhe von 2800 Fuß.

Eigentliche Flüsse giebt es in der Goajira nicht. In allen Richtungen wird das Land von flachen Rinnen durchschnitten, welche sich in dem trockenen Sande gebildet haben; durch diese wird während der Regenzeit das Wasser ebenso schnell abgeleitet, wie es fällt; selbst in den bedeutendsten Bergen bildet sich kein Strom, der die Regenzeit überdauert, die nur etwa vier Monate anhält. Die Indianer verschaffen sich Wasser, indem sie entweder etwa 30 oder 40 Fuß tiefe Brunnen mit vieler Mühe graben und für den Gebrauch herrichten oder aber, indem sie das Regenwasser in großen, natürlichen oder künstlich angelegten Vertiefungen sammeln.

Die Küste hat Ueberfluß an Ankerplätzen und Baien, die jedoch keine große Bedeutung besitzen; am wichtigsten ist der Hafen von Cojoro, der als der zukünftige Hafen

von Maracaybo betrachtet wird, mit welchem Orte er durch eine Eisenbahn, die nur geringe technische Schwierigkeiten bietet, zu verbinden sein würde.

Die Halbinsel wird von einem einzigen Indianerstamme bewohnt, der sich jedoch in viele Familien, ähnlich den Clans der Schotten, theilt. Jede dieser Familien nimmt für jeden ihrer Angehörigen gegen alle Feinde Partei. Der Besitz giebt bei ihnen großen Einfluß; eigentliche Häuptlinge besitzen die Goajiras nicht, sie erkennen den reichsten Stammgenossen als Oberhaupt oder, um den von den Spaniern eingeführten Namen zu gebrauchen, Corporal an und erwarten Schutz und Hilfe von ihm. Ein arm geborener Indianer kann übrigens durch selbst erworbenen Reichtum nie zu Ansehen und Macht kommen, wohl aber seine Kinder, wenn es ihm glückt, sich durch Heirath mit den Vornehmen seines Landes zu verbinden. Jede Familie führt außer ihrem eigenen Namen noch den ihres Wappenthieres, ja manchmal nehmen die unbedeutenden Stämme noch das Wappenthier eines mächtigeren Clans hinzu, um sich des Schutzes desselben zu versichern.

Es giebt jetzt einige 30 Clans bei den Goajiras, von 22 giebt Simons die Namen an. Im Allgemeinen werden nur die Heerden als wirklicher Reichtum geschätzt, Ackerbau nicht hoch geachtet. Da die Goajiras in fortwährendem Zwiste und Streit leben, würden ganze Clans bald verarmen und erlöschen, wenn sie nicht die Vorsicht gebrauchten, ihren Besitz und ihre Heerden über verschiedene Gegenden zu vertheilen. Wasser- und Futtermangel zwingt sie zu einem Nomadenleben und dies ist die Ursache, daß sie keine Häuser bauen; bei Manchen aber findet man trotz ihres herumziehenden Lebens eine Vorliebe für gewisse Gegenden.

Wir übergehen die Aufzählung der verschiedenen Clans und bemerken nur, daß die „Cocinas“, deren Namen man öfter begegnet, keinen besonderen Stamm bilden; mit diesem Worte werden die heimatlosen Indianer bezeichnet, welche eines Verbrechens wegen von ihrem Clan verstoßen sind und sich nun zu Banden zusammengeworren haben, um ihr gesetzloses Leben mit größerer Sicherheit fortführen zu können. Sie liegen nicht nur mit den ruhigen Bewohnern des Landes, sondern auch mit den anderen Banden in fortwährendem Streite, nur das Recht des Stärksten gilt.

Ihr bevorzugtes Gebiet ist die Cojorofette, von wo sie ihre Raubzüge auch nach anderen Theilen des Landes machen.

Wie schon erwähnt, bauen die Goajira-Indianer keine eigentlichen Häuser; selbst ihre besten Ranchos sind sehr einfach und in kurzer Zeit eingerichtet. Ein gutes Dach, mit dem gespaltenen Mark einer großen Euphorbia gedeckt, ist der wichtigste Bestandtheil desselben; übrigens dient der Rancho selten als Schlafplatz; die Hängematten werden an zahlreichen, zu diesem Zwecke eingerammten Stangen befestigt; oft schlafen zwei oder drei Indianer in einer derselben. Weiterhin findet man andere Stangen, an denen die Thiere festgebunden werden, und ein kleiner Stall für Schafe oder Ziegen gehört nothwendiger Weise zum Besitztume einer gut geordneten Familie. Der Platz für einen Rancho wird sehr sorgfältig ausgewählt; Dörfer findet man nicht, wohl aber siedeln sich einige Familien nahe bei einander, etwa auf Schußweite von einander entfernt, an.



Einer der Ranchos wird an erhöhter Stelle erbaut, um das Land zu übersehen und die Annäherung Fremder zeitig beobachten zu können. Der bedeutendste Ort ist Paraguaripoa, die neue Militärkolonie Venezuelas, die etwa 50 Häuser zählt und eine Besatzung von 30 Mann hat. Die Bevölkerung des Landes wird auf 20 000, höchstens auf 25 000 Seelen angeschlagen.

Ihre Sitten und Gewohnheiten, sowie ihre alten, eigenthümlichen Gesetze verdienen Aufmerksamkeit. Die Beschreibung derselben eröffnet Simons mit der wenig schmeichelfhaften Bemerkung, daß sie, wie alle Indianer, sehr viel Leistungsfähigkeit im Betteln, Stehlen und Trinken besitzen. Zu diesen drei Lasten kommt noch ein viertes: sie verlangen Blutgeld, und dies ist die Hauptursache ihrer Streitigkeiten und Fehden, eine fortwährende Gefahr für Indianer und Europäer; daß er dies auch ein „Laster“ nennt, ist begründet in der Art, wie die bezüglich Gesetze Anwendung finden.

Einmal nämlich betrachten die Indianer alle weißen Männer als zu einer großen Familie gehörig, so daß sie einen jeden verantwortlich machen für Thaten, die ein anderer Weißer vielleicht an einem Meilen weit entfernten Orte begangen hat; es ist die Familie von mütterlicher Seite, welche das Blutgeld zu fordern hat. Außerdem aber ist die Sache sehr verwickelt und einige Beispiele werden vielleicht die Sache deutlicher machen, als eine lange Auseinandersetzung. Wenn ein Indianer sich selbst verletzt, d. h. sich zufällig mit einer Waffe verwundet, einen Arm oder ein Bein bricht, so muß er an die Familie von mütterlicher Seite Blutgeld zahlen. Die Familie von väterlicher Seite fordert ein nicht so hohes Schmerzensgeld, ja sogar die Freunde kommen, um Entschädigung für den Kummer zu verlangen, den ihnen der Anblick des verwundeten Freundes bereitet hat. Wenn der Patient nicht Vermögen genug besitzt, allen Anforderungen zu genügen, bittet er sich den Betrag zusammen. Noch merkwürdiger ist ein anderer Fall. Wenn irgend ein Indianer sich ein Reittier leiht, durch dasselbe abgeworfen und irgendwie beschädigt wird, so verlangt seine Familie von Demjenigen, welcher das Pferd verliehen hat, eine Entschädigung. Wie weit die Haftpflicht sich erstreckt, möge man aus folgendem Beispiele entnehmen. Wenn etwa durch den Genuß von Rum ein Unheil angerichtet wird, sind alle Rumverkäufer verantwortlich. Simons erzählt ein Beispiel, welches in dieser Hinsicht sehr bezeichnend ist: ein Händler trat ihm zeitweilig einen Diener ab, bat ihn aber, dem Manne keine Getränke zukommen zu lassen, da er sonst für den etwaigen Schaden verantwortlich gewesen sein würde. Gefährlich ist es auch, einen Indianer bei seinem wirklichen Namen zu nennen; einen Todten in Gegenwart seiner Verwandten zu nennen, wird unter Umständen mit dem Tode bestraft, wenn sich die Sache zufällig im Rancho des Verstorbenen zuträgt und Dunkel oder Nefse desselben anwesend sind. Wenn zufällig ein Kind während der Zeit stirbt, wo es sich unter der ausschließlichen Obhut des Vaters oder der Mutter befindet, hat diejenige Hälfte des Ehepaares, welche nicht dabei gegenwärtig war, von der anderen Hälfte Blutgeld zu fordern.

Auch in anderer Beziehung kann man eigenthümliche Gewohnheiten beobachten; ein junges Mädchen, welches sich der Mannbarkeit nähert, wird in eine kleine Hütte eingeschlossen; aller Schmuck, alle Kleidung, mit Ausnahme eines einzigen Gewandes, wird ihm abgenommen und man reicht ihr nur sehr magere, hauptsächlich vegetabilische Nahrung; bei armen Leuten dauert diese Abschließung einige Wochen, bei reichen dagegen manchmal Jahre lang.

Wiewohl die Heirath ein reines Handelsgeschäft ist, werden die Frauen doch sehr geehrt, und für jede gewalthätige Handlung gegen seine Gattin ist der Mann den Verwandten derselben verantwortlich; im Falle der Mann stirbt, fällt die Wittve gewöhnlich dem jüngsten Bruder zu. Die Tochter eines Häuptlings wird mit 12 bis 300 Pfd. St. erkauft. Ein Sterbefall giebt zu großen Festlichkeiten Veranlassung; wohlhabende Leute werden gewöhnlich in dem Rancho, wo sie geboren sind, beerdigt, Reiche gar zweimal. Die ganze Nacht durch werden Feuer zum Gebrauche des Todten gebrannt; zwei Indianer, die sich zum ersten Male nach dem Ableben eines Verwandten begegnen, müssen wenigstens eine Viertelstunde lang ihre Trauer durch lautes Weinen beweisen. Wenn sie einander begegnen, beobachten sie bei Abstattung des Grußes weitläufige und genau vorgeschriebene Formalitäten; wird ein Fremder, der zu einem Rancho kommt, nicht angeredet, so ist dies ein Beweis, daß er nicht willkommen ist und er verläßt den Ort sofort. Die Eltern nehmen den Namen des ältesten Kindes an, dem für den Vater fusshi, für die Mutter ni vorgelegt wird.

Der Anzug der Goajiras ist sehr einfach und wohl dem ähnlich, den ihre Voreltern vor 300 Jahren trugen; er beschränkt sich auf die nothdürftigsten Hüllen; nur das Haar wird mit einem schönen Schmucke aus Stroh, Wolle oder Federn verziert. Die Frauen sind jetzt ausschließlich in importirten Kattun gekleidet, schmücken sich auch, namentlich mit Pünas, Oberärmeln aus Perlen gemacht; nach der ersten Entbindung werden dieselben abgelegt. Zu bemerken wären noch durchbohrte Steine, die zu „Tuma“ genannten Halsbändern verarbeitet werden; diese Art Steine wird nur in prähistorischen Gräbern gefunden.

Als Waffen dienen Bogen und Pfeile neben Hinterladern. Nie verläßt der Indianer den Rancho unbewaffnet. Sie haben drei Arten von Pfeilen: stumpfe, um Vögel zu tödten, scharfe, mit einer Spitze aus hartem Holz oder Eisen und endlich Pfeile mit lose befestigter, etwa zwei Zoll langer, stark vergifteter Spitze. Als Gift dienen verfaulte thierische Stoffe, die gekocht werden; die hiermit bereiteten Pfeile werden durch einen Ueberzug gegen den Einfluß der Witterung geschützt. Das Gift behält seine Wirkung etwa neun Monate lang. Der Tod erfolgt in drei bis zwölf Tagen und ist ziemlich sicher, wenn die Spitze nicht aus der Wunde entfernt und letztere ausgebrannt werden kann.

Eine Grammatik der wohlklingenden Sprache wurde 1878 von Raphael Caledon in Paris herausgegeben; sie enthält aber in Folge der Abwesenheit des Verfassers vom Druckorte viele Druckfehler.



## Kürzere Mittheilungen.

## J. Audebert's Reisen in Madagascar.

(Entgegnung<sup>1)</sup>).

Wenn ich so spät auf eine Beschildigung der Missionare Sibree und Dahle im „Antananarivo Annual and Madagascar Magazine“ Nr. 8 antworte, so geschieht es, weil ich selbst es nicht für der Mühe werth gehalten hatte, überhaupt zu antworten; ich folge daher lediglich dem Wunsche des Herausgebers dieses Blattes.

Ich habe im Auftrage des königl. Niederländischen Reichsmuseums vom Mai 1875 bis September 1881 eine Forschungsreise nach dem noch unbekannten Inneren Madagascars unternommen und dabei Manches im Leben und Wirken der Missionare bemerkt, welches ich der Deffentlichkeit nicht vorenthalten zu dürfen glaubte. Fern davon, die vielfachen Verdienste derselben verkleinern zu wollen, fand ich doch, daß dieselben vielfach ihren Berufskreis überschreiten und zur Förderung politischer oder gar persönlicher Interessen mißbrauchen.

Daher nun stammt der große Zorn der Missionare gegen mich und sie wollen mich dadurch strafen, daß sie einfach meine Reisen ins Innere der Insel leugnen, daß sie meine Berichte für unwahr, für erfunden erklären und das Alles seltsamer Weise damit begründen, daß ich ihnen ganz unbekannt sei.

Sollte letzteres zufällig der Fall sein, so würde es nur um so klarer beweisen, wie eifersüchtig und ängstlich diese Herren darüber waren, daß dort nichts geschieht, was sich ihrem Einflusse entzieht.

Ich werde es kaum nöthig haben, den Gegenbeweis für meine Anwesenheit im Inneren der Insel zu erbringen. Alle dort herum lebenden Händler wissen davon genug zu erzählen. Beredter dafür sprechen meine großen glänzenden Sammlungen im Leydener Museum, sowie mein Briefwechsel mit dem Direktor desselben. Jedes Stück der Sammlung trägt genau Datum und Fundort und an der Hand dieser sicheren Führer läßt sich leicht mein ganzer Weg verfolgen.

Im Uebrigen sind die Behauptungen der Missionare viel weniger geeignet, mich zu verdächtigen, als vielmehr dazu angethan, diese selbst lächerlich zu machen.

Wie können die Herren behaupten, Madagascar so genau zu kennen, daß sie jeden Flecken, jeden Fluß, jedes Thier und jede Pflanze mit Namen nennen wollen, wo doch noch die größere Hälfte desselben ganz unbekannt ist und ich allein an siebzehn neue Thierarten entdeckte! Wie können sie, die sich allein auf das Kovagebiet beschränken und höchst selten sich der Beschwerde einer Reise ansetzen, wie können sie meine Ausführungen begeißeln, wenn ihnen jede Kenntniß, jedes Urtheil in dem betreffenden Fache fehlt!? Uebersetzen wir uns selbst.

<sup>1)</sup> In Nr. VIII der von Rev. James Sibree und Rev. R. Baron herausgegebenen Zeitschrift „The Antananarivo Annual and Madagascar Magazine“ (Christmas 1884) hat der Rev. L. Dahle einen Artikel „Geographical Fictions with regard to Madagascar“ veröffentlicht, in welchem er den Aufsatz J. Audebert's „Im Lande der Voilafetra auf Madagascar“ („Globe“, Bd. 42, S. 295, 312, 328 und 343) als eine Fälschung, die Reisen Audebert's für erlogen erklärt. Keiner der dortigen Missionare hätte je von Audebert oder von einem Volksstamme der Voilafetra gehört, und die Angaben Audebert's wären theilweise erfunden. Auf unsere Anforderung hat Herr J. Audebert, leider etwas spät, obige Entgegnung uns zugehen lassen.

So führt Sibree in seinem viel gepriesenen Buche „Madagascar“, deutsche Uebersetzung (Leipzig 1881), S. 57 unter den Vögeln Madagascars unter anderen folgende an: Pirole (?), Kuckuck und andere (!) Würger, Mandelkrähen (?), Birkenhühner (?), Pfauen (?), Flamingo und Störche (?).

Mir ist es unbegreiflich, wo Herr Sibree seine zoologischen Entdeckungen gemacht hat, wenn nicht in seiner eigenen Einbildung, denn von den genannten Vögeln finden wir zwar einige Flamingo als Strichvögel aus Afrika zuweilen an der Westküste Madagascars, wo Herr Sibree wahrscheinlich nie gewesen ist; auch leben daselbst Kuckucke, die aber nicht zu den Würgern gehören, welche daselbst heimisch sind, von allen übrigen ist daselbst aber nie und nirgends eine Spur beobachtet worden. Sollte etwa Herr Sibree seine Studien in einem alten englischen Bilderbuche oder gar am Inhalt der von ihm mitgeführten Konservebüchsen gemacht haben? Eben dahin gehören auch die Märchen von den „unzweifelhaft giftigen Schlangen“ u. s. w. Aehnliche gröbliche Irrthümer und Entstellungen, ob aus Unwissenheit, ob aus leichtfertiger Oberflächlichkeit entstanden, ist gleich, schmücken das ganze Buch und machen es für den Kenner ganz werthlos; außerdem aber geben sie einen sprechenden Beweis für die Genauigkeit der wissenschaftlichen Schilderungen jener ehrenwerthen Männer.

In welchem Sinne diese Ehrenhaftigkeit aufzufassen ist, darin sind, glaube ich, fast alle Schriftsteller über Madagascar einig. Lassen wir, um eine kurze Probe zu geben, die bekannte Ida Pfeiffer (Reise nach Madagascar, S. 71) sprechen:

„Daß auch englische Missionare, wenn es sich darum handelt, irgend etwas durchzusetzen, verstehen, Wahrheit und Aufrichtigkeit bei Seite zu setzen“ — — — Ferner:

„Die ganze Reise des Missionars Ellis bestand, wie meine Leser sehen werden, aus einem Gewebe von Unwahrheiten, um nicht Lügen zu sagen, und Erfindungen u. s. w.“

Nach diesen kurzen Ausführungen über Charakter und wissenschaftliche Genauigkeit der englischen Missionare bemerke ich nur noch, daß ich fernere Angriffe derselben vollständig übersehen werde, weil ich dieselben einfach keiner Antwort für werth halte.

Mich führten keine andere Ziele nach Madagascar als die Liebe zur Wissenschaft. Ich diente nicht als bezahlter Söldner selbstsüchtigen und politischen Zwecken, war nicht genöthigt, Gott und Religion zu mißbrauchen zur Erlangung einer gemächlichen Existenz. Daß aber dies Handwerk ein Monopol gewähren sollte zur Erforschung fremder Länder und zur Entdeckung neuer Völkerstämme, dagegen verwahre ich mich mit aller Kraft. Ich habe für meine Forschungen mein Leben, meine Gesundheit und meine höchsten Güter eingesetzt; wie schwer ich gelitten habe in langen sieben Jahren, weiß nur ich allein. Welche Gründe sollten mich bewegen, die Wahrheit zu verletzen? Märchen zu dichten überlasse ich denen, welche Grund haben, die Wahrheit zu fälschen.

Schloß la haute Bévoe bei Metz im Januar 1886.

J. Audebert.

## Die Buren von Gumpata.

Ueber die Buren in den portugiesischen Besitzungen und den Ort ihrer Niederlassung, Gumpata, macht der Begleiter des verstorbenen D. D. Beth, Herr P. J. van der Kellen, in „Het Nieuws van den Dag“ interessante Mittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen.



Gumpata liegt in einer weiten, anscheinend fruchtbaren Ebene, die von Nordosten bis Nordwesten durch hohes Gebirge begrenzt wird, sich aber nach Süden soweit erstreckt, wie das Auge nur reicht. Dicht am Fuße der Berge liegen die Wohnungen der Buren; letztere tragen in ihrem Aeußeren den wohlbekannten Typus des Transvaal-Buren. Ein breiter Hut beschattet die kräftigen, von vollem Barte umrahmten Gesichter der Männer; man sieht ihnen an, daß sie voller Muth und Kraft sind. Ihr Anzug besteht aus schwerem Sammet. Die Kleidung der Frauen ist derjenigen der holländischen Bäuerinnen ziemlich gleich. Die Röcke sind gewöhnlich von violetterm Rattun, der Kopf ist mit einer weißen Mütze bedeckt, die am Sonntage mit Blumen geschmückt wird. Die Schuhe, sogenannte Feldschuhe, oft von recht hübscher Form, werden aus selbstgegerbtem Leder verfertigt, dessen Qualität Manches zu wünschen übrig läßt; sie halten gewöhnlich nicht länger als etwa drei Monate.

Die Häuser sind aus rothem Lehm erbaut, und mit Gras oder Rohr gedeckt, sie enthalten selten mehr als zwei Zimmer. Hier herrscht die ganze holländische Reinlichkeit (Herr van der Kellen weist die Klage des Herrn von Dankelmann über Unreinlichkeit der Häuser zurück); allerdings wird, um den Staub zu vermeiden, der Flur mit Rußmisch überstrichen, wodurch er eine gleichmäßige Farbe bekommt, ohne daß in Folge dessen ein unangenehmer Geruch zu bemerken wäre. Die Möbel sind gewöhnlich einfach, doch geschmackvoll, Tische und Stühle aus dunkelbraunem, manchmal mit Eisenbein oder Knochen eingelegtem Holze verfertigt.

Diese Buren leben sehr freundschaftlich unter einander, sie schließen sich enge an einander, wie es bei Menschen, die so viel Freude und so viel Leid mit einander getheilt haben, nicht anders sein kann, während sie mit den Portugiesen nicht auf dem besten Fuße stehen, da letztere, welche das Monopol des Handels besitzen, ihnen für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse die übertriebensten Preise abfordern. Auch sind beide Stämme, was Charakter und Denkungsart betrifft, zu sehr von einander verschieden, und die Klust wird wohl durch die Gewohnheit der Portugiesen, mit eingeborenen Frauen Verbindungen einzugehen, noch sehr erweitert. Ebenso trägt der strenge Calvinismus der Buren, den sie allerdings nicht äußerlich zur Schau tragen, dazu bei, eine Annäherung zu erschweren.

In Gumpata hat die portugiesische Regierung einen Kommandanten angestellt, dem jedoch die Buren in ihren eigenen Angelegenheiten nicht unterstellt sind. Sie selbst haben auch einen sogenannten Kommandanten, etwa dem Bürgermeister zu vergleichen, der mit dem Landdrost (gleichzeitig Sekretär, Notar und Beamter des Standesamtes) und dem „Veldkornett“ (Befehlshaber der zu Felde ziehenden Macht) ihre Gemeindefachen leitet.

Die Feier einer Hochzeit wird folgendermaßen beschrieben: Alle Theilnehmer erwarten im Hause des Landdrosten die Ankunft des Bräutigams und der Braut; mit zwei Buren, die als Zeugen auftreten sollten, saß der Beamte in schwarzem Anzuge hinter einem Tische, auf welchem Bibel, Formularbuch und einige Papiere lagen. Vor dem Tische standen zwei Schemel zum Niederknien; der Boden war mit Antilopenseulen bedeckt. Die Ankunft des Brautpaares wurde durch einen Gewehrstoß angekündigt; der Bräutigam erschien in schwarzem Anzuge, die Braut in weißem, mit rothen Bändern verziertem Kleide, begleitet von den Eltern, Brautführern und Brautführerinnen. Hierauf wurden die Verlobten um Namen, Geburtsort, Alter etc. befragt und

ihnen dann das Trauungsformular vorgelesen; danach wurde ein langes Gebet gesprochen, welches das Brautpaar knieend anhörte, worauf der Landdrost sprach: „Ich nehme die Anwesenden als Zeugen, daß diese Heirath gesetzlich und heilig geschlossen ist.“ Er drückte dann allen Anwesenden die Hand; zum Schluß der Feierlichkeit wurde ein Psalm gesungen. Das Fest wurde bis zum Morgen mit Branntweintrinken und Tanzen gefeiert.

Ihren Unterhalt gewinnen die Buren durch Ackerbau, Jagd und Transportdienste. Jedermann pflanzt Korn zu eigenem Bedarf. Die Jagd liefert den Bedarf an Fleisch, das Wild wird jedoch in dieser Gegend schon selten, so daß sie weite Züge machen müssen, um es zu finden. In der Gegend des Cunene bringt die Elephantenjagd häufig großen Verdienst. Auch die Jagd auf das merkwürdiger Weise hier „Seekuh“ genannte Nilpferd wird eifrig betrieben; der Speck desselben wird als ein Lederbissen betrachtet, welcher sowohl seiner Dicke als seines angenehmen Geschmacks wegen dem Schweinespeck bei Weitem vorgezogen wird. Die Haut dieser Thiere wird zu Peitschen verarbeitet, deren sich die Buren bei dem Treiben ihrer Ochsenwagen bedienen.

Das Besorgen von Transporten für portugiesische Kaufleute könnte für die Buren sehr großen Vortheil abwerfen, wenn die Gegend nur für das Vieh mehr geeignet wäre. In Folge der großen Sterblichkeit unter demselben geht beinahe der ganze Ertrag der Transporte verloren. Allerdings wird ein Transport von Mossamedes nach Gumpata mit 20 bis 30 Pfd. St. bezahlt, meist jedoch hat man das mit dem Verluste von vier bis fünf Ochsen im Werthe von 3 bis 4 Pfd. St. per Stück zu erkaufen. In Gumpata selbst ist es unmöglich, Ochsen zu halten, man muß sie drei bis vier Tagereisen weit nach der Ebene schicken; in Gumpata herrschen Augenkrankheiten, Milzbrand und Gallenkrankheiten, so daß das Leben der Ochsen stets bedroht wird. Die Schafe und Böcke der Buren sind hier ganz ausgestorben, ebenso die Pferde. Es scheint beinahe unmöglich, hier Vieh zu ziehen. 70 Proc. der jungen Thiere sterben, ehe sie einen Monat alt sind. Das Futter taugt nichts und das Klima ist rauh. Ein kalter Wind streicht häufig über die Ebenen und in der Nacht hat man Frost.

In Folge der an ihrem Viehstande erlittenen Verluste sind die Buren sehr verarmt; nur fünf oder sechs derselben erfreuen sich noch eines ziemlichen Wohlstandes, aber die anderen leben in schlechten Verhältnissen, einzelne haben noch fünf oder sechs Ochsen, aber keine Kühe oder anderes Vieh, so daß sie jetzt erst in Verbindung mit anderen denselben Lohn verdienen können, den sie früher allein verdient haben.

Darum wurde schon im Juli 1884 eine von der portugiesischen Regierung unterstützte Kommission in nordöstlicher Richtung ausgesandt, welche den Auftrag hatte, für die übrig gebliebenen Buren — ein Theil war nach Transvaal zurückgekehrt — eine besser zur Niederlassung geeignete Gegend aufzusuchen. Man fand einen solchen Landstrich am anderen Ufer des Cunene, wo die Neger viel Vieh besaßen. Die Regierung hat nun im vergangenen Jahre Maßregeln getroffen, ihre Ansprüche auf jene Gegend durch Erbauung eines Forts zu begründen. Ueber den weiteren Fortgang des Unternehmens fehlten bei Abgang des Briefes (Juli 1885) nähere Nachrichten. Wird ein besseres Land gefunden, so werden die Buren ohne Zweifel dorthin ziehen und dann würden sie aller Wahrscheinlichkeit nach großen Zuzug aus Transvaal haben, da sich dort schon eine Kommission zur Leitung eines derartigen Unternehmens gebildet hat.



## Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Ueber die berühmte Kabeljan-Fischerei bei den Losoten entnimmt „The Chambre of Commerce Journal“ (V, Nr. 47) einem Berichte des norwegischen Regierungsausschusses der Fischereien Folgendes. Die Hauptsaison für die Fischerei dauert etwa drei Monate, nämlich von Mitte Januar bis Mitte April. Die Anzahl der dabei beschäftigten Boote betrug:

|                                | 1882 | 1883 | 1884 | 1885 |
|--------------------------------|------|------|------|------|
| Mitte Januar . . . . .         | 300  | 900  | 200  | 500  |
| Anfang Februar . . . . .       | 1669 | 3800 | 1900 | 2200 |
| Mitte Februar . . . . .        | 2850 | 6200 | 4100 | 4500 |
| Anfang März . . . . .          | 5933 | 7100 | 6100 | 5800 |
| Mitte März . . . . .           | 6542 | 7800 | 6600 | 6000 |
| Ende März . . . . .            | 6139 | 6600 | 6000 | 5500 |
| Ende der ersten Aprilwoche . . | 4278 | 4200 | 3000 | 3000 |
| Mitte April . . . . .          | 2300 | 2500 | 450  | 1200 |

In Folge dieser Fischereien strömen bei den Losoten vielerlei Händler, Handwerker u. s. w. zusammen. So zählte man am 16. März 1885 daselbst 274 verschiedene Kaufleute, 27 Uhrmacher, 3 Gold- und Silberschmiede, 65 andere Handwerker, 12 Photographen, 131 Arbeiter, 41 Fischpalter, 186 Hauptkäufer, 35 Speisewirthe, 31 Musikanten, 12 Künstler und 29 Männer ohne bestimmte Beschäftigung. In der letzten Saison wurden bis zum 14. April 26½ Millionen Stück Kabeljan gefangen, wovon 21½ Millionen eingefalzen und 5½ Millionen zum Trocknen aufgehängt wurden. Das Gesamtgewicht der gefangenen Fische belief sich auf circa 12 Millionen Kilogramm. Die Preise waren beträchtlich niedriger als im vorhergehenden Jahre (15,20 Kronen gegen 24,40 Kr. — für welches Quantum, wird nicht gesagt), eine Folge der starken Konkurrenz französischer Fischer, welche ihr Gewerbe bei Island und auf den Bänken von Neufundland ausüben. Darum hält es der Fischerei-Inspektor für unbedingt notwendig, für die Erträge der Losotenfischerei neue Absatzmärkte zu suchen und schlägt vor, die Fische in gefrorenem Zustande nach England zu senden, wo sie zu der betreffenden Zeit kaum auf störende Konkurrenz stoßen würden.

— Die russische Regierung thut alles, was in ihren Kräften steht, um die Häfen am Schwarzen und Asowschen Meere zu verbessern und sie für die Ausfuhr des Getreides und der Kohlen aus den Gebieten am Kuban und Don geeignet zu machen. Für einen neuen Hafen in Mariupol sind 3 590 000 Rubel angewiesen und der Bau soll 1888 vollendet werden; in Nowo Rossisk sind für denselben Zweck 4½ Millionen Rubel und sieben Jahre Bauzeit in Aussicht genommen. Ebenso soll die russische Kauffahrteiflotte auf dem Schwarzen Meere rasch vermehrt werden; gegenwärtig sind in England fünf große Dampfschiffe für die freiwillige Flotte im Bau und es soll damit noch 1885 eine regelmäßige Linie nach Central- und Südamerika, sowie nach China eröffnet werden.

— Charles Rabot, bekannt durch seine Arbeiten am Gletscher Svartisen, hat im vergangenen Jahre die Halbinsel Kola bereist und daselbst überraschende Entdeckungen

gemacht. Das Reisen ist daselbst sehr schwierig wegen der Sümpfe, der wenigen Einwohner und der Länge des Winters, welcher fast neun Monate dauert. Da obendrein ein Theil der besseren Jahreszeit wegen der Mückenplage zum Reisen nicht zu verwenden ist, so bleiben kaum zwei Monate übrig, wo man verkehren kann. Zweimal hat Rabot die Halbinsel in nordsüdlicher Richtung gekreuzt, theils zu Fuß, theils im Boote. Das Land ist sehr einförmig, mit Wäldern und großen Seen und Sümpfen bedeckt; großartig ist dagegen die Landschaft am flachen, inselreichen Imandra-See, an dessen östlichem Ufer das Gebirge Umbek zu nicht weniger als 1000 m Höhe (auf General von Tillo's Karte der Höhen des europäischen Rußland ist westlich vom Imandra-See eine Höhe von 431 Sassen oder 920 m eingetragen) ansteigt. Dasselbe, in der Höhe von über 900 m mit Flecken ewigen Schnees bedeckt, ist nächst dem Kaukasus das höchste Gebirge des europäischen Rußland, dabei äußerst wild und öde. Von seinem Gipfel entdeckte Rabot zahlreiche, tief einschneidende und bisher unbekannte Buchten, welche dem Imandra-See ein ganz anderes Aussehen verleihen, als er jetzt auf den Karten besitzt. Vom Imandra ging Rabot zum Weißen Meere und dann durch die Gegenden westlich des Imandra zurück zum Nördlichen Eismeere, wobei er dort, wo die russischen Karten Ebenen angeben, auf drei Gebirgsketten stieß, welche von einander durch weite, mit Wäldern, Sümpfen und Seen bedeckte Senkungen getrennt sind. Nach seiner Ansicht ist der Osten des russischen Lappland keineswegs ein ebenes Land, sondern mit Bergen bedeckt, deren Höhe 1000 m übersteigt.

— Im Jahre 1884 belief sich der „Kammer“ (vom 14. November 1885) zufolge die Gesamttausfuhr Salonikis auf 42 Millionen, die Gesamteinfuhr auf 33½ Millionen Franken. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel waren Korn (circa 900 000 Quintals), Tabak (4250 000 Quintals), Schafwolle, Baumwolle, Häute und Holz. An der Einfuhr waren betheiligt England mit 10 053 000 Frs., Oesterreich-Ungarn mit 9 309 000 Frs., Schweiz mit 4 350 000 Frs., Frankreich mit 2 474 000 Frs., Deutschland mit 1 625 000 Frs. und Italien mit 1 073 000 Frs.

## Asien.

— Unseren Lesern hat H. Vambery im Bande 46 des „Globus“ (S. 331 ff. und 345 ff.) unter dem Titel „Der neueste centralasiatische Reisende“ Herrn Heinrich Moser's Ritt und Fahrt durch Russisch-Turkestan, Buchara, Chiwa, das Turkmennenland und Nordpersien geschildert und am Schlusse auf den in Aussicht stehenden ausführlicheren Bericht des erfahrenen Reisenden erwartungsvoll hingewiesen. Dieser ist jetzt unter dem Titel „A travers l'Asie Centrale. La Steppe Kirghize — Le Turkestan Russe — Boukhara — Khiva — Le Pays des Turcomans et la Perse. Impressions de Voyage par Henri Moser“ (Paris, Librairie Plon, 1886) in einem wahren Prachtbande erschienen. Moser reiste als Tourist und Jäger; streng wissenschaftliche, namentlich geographische Forschungen hat er nicht angestellt. Aber was er bietet, sind Schilderungen der Zustände in den durchkreisten Ländern von großer Lebenswahrheit und packender Gewalt, der Bewohner und ihres Treibens, von Jagderlebnissen und Empfängen bei Hofe u. s. w., alles aufs Prächtigste durch über 170 vorzügliche Abbildungen illustriert, die zumeist auf seinen eigenen photographischen Aufnahmen (vergl. S. 189 f.)



beruhen. Uns sind aus jenen Ländern keine besseren Bilder bekannt, als die des Moser'schen Buches; wir halten sie für naturgetreuer und charakteristischer als die Bereschtschagin'schen und freuen uns immer von Neuem an ihrer Fülle, Vielseitigkeit und Vollendung. Man vergleiche nur S. 289 die Falkenjagd in der Wüste, S. 297 Karawane in der Wüste, S. 301 Lager in der Wüste, S. 333 Türkmenische Festung, S. 361 Eberjagd, S. 373 Argalijagd, S. 385 Kurdische Festung, wie vorzüglich darin der Charakter der türkmenischen Steppe und des persischen Grenzgebirges zum Ausdruck kommt. Wie stimmungsvoll sind andererseits die Bilder vom Amu Darja S. 213, 217, 220, 225. Aus dem vielseitigen Inhalte, der in seinen Hauptumrissen unseren Lesern ja bereits bekannt ist, werden wir in nächster Zeit einige interessante Daten mittheilen.

— Das Pane- und Visa-Stromgebiet. Unter diesem Titel veröffentlicht die Nederl. Geogr. Gesellschaft in der zweiten Abtheilung ihrer Werke (Meer uitgebreide Artikelen) den ersten Theil einer sehr wichtigen Arbeit des Herrn J. B. Neumann, eines Regierungsbeamten auf Sumatra, welche von einer Karte im Maßstabe von 1:200 000 begleitet wird. Dieselbe ist in den Jahren 1878 bis 1884 durch den Autor neben seinen Amtsgeschäften verfertigt worden und beruht ganz auf eigenen Aufnahmen. Wenn der Natur der Sache nach die Karte auch nicht als vollkommen genau bezeichnet werden kann, so erweitert sie doch unsere Bekanntschaft mit demjenigen Theile von Sumatra, den sie umfaßt, um ein Bedeutendes, wie eine Vergleichung mit anderen Karten zeigt, und es wäre zu wünschen, daß das von Herrn J. B. Neumann gegebene Beispiel häufige Nachahmung fände. Der dazu gehörige Text ist breit angelegt; in dem vorliegenden ersten Theile wird auf 133 Seiten die geographische Beschreibung incl. Klima und Erzeugnisse aus dem Thier- und Pflanzenreiche zu Ende gebracht. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist jedoch viel ausgedehnter: er will eine Studie über die Battaländer und ihre Bewohner im Allgemeinen liefern, und beabsichtigt, dem ersten Theile noch weitere Abschnitte über die Geschichte, die Ethnographie und die Gebräuche (Abats) der Battas folgen zu lassen. Er glaubt dadurch sehr viel zur Erweiterung unserer Kenntniß dieses merkwürdigen Volksstammes beitragen zu können, wiewohl der Natur der Sache nach Manches in seinen Mittheilungen ungenau und unvollständig sein muß. „Um dies zu vermeiden“, sagt er, „hätte ich immer unter der Bevölkerung leben und mich ihren Gebräuchen unterwerfen müssen; ich wäre gezwungen gewesen, jeden Rassenunterschied aufzugeben. Ohne meine Stellung aufzuopfern, konnte ich das nicht thun.“ Diese Worte scheinen bezeichnend für den Inhalt des Ganzen; wer solche Ansichten hat, wird in dem, was er geliefert hat, nach dem Richtigen streben, wenn er es auch nicht erreichen kann; und das ist viel werth.

Wir hoffen nach vollständigem Erscheinen weitere Mittheilungen aus dieser interessanten Arbeit machen zu können.

### Afrika.

— G. Pechnel-Völsche, Die Bewirthschaftung tropischer Gebiete. (Vortrag in der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Straßburg. — Straßburg, Trübner 1885. 8°. 31 S.) Pechnel-Völsche's Vortrag hat überall solches Aufsehen erregt und ist in der Tagespresse so vielfach behandelt worden, daß wir uns ein genaueres

Eingehen auf die von ihm aufgestellten Grundsätze füglich ersparen können. Der Verfasser steht der Kolonialpolitik bekanntlich nichts weniger als feindlich gegenüber; er nimmt an, daß die Zahl der dem Tropenklima erliegenden Deutschen nicht größer werden würde, als jetzt auch, wo sie in fremdem Dienste zu Grunde gehen, aber er zerßört unbarmherzig die Mythe von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit der Tropenländer und speciell Innerafrikas und die Hoffnung, daß der Neger jemals arbeiten werde ohne Zwang. Er will freilich nur „den verständigen Zwang, der die Schulkinder, die zur Verlotterung neigenden Angehörigen eines Kulturstaates an ihre Pflichten bindet“; aber er wird schwerlich dem Vorwurfe entgehen, daß er die Sklaverei predige, wenigstens seitens der empfindsamen gegenwärtigen Leiter der Antisklavereibewegung, welche die armen Negerkinder mit Strümpfen und Taschentüchern versorgen möchten. Soll der Neger in unserem Sinne civilisirt werden, so geht das nicht ohne Zwang, und zwar nicht ohne ernstlichen Zwang; die Sklaverei wird er sich nur sehr schwer, die Vielweiberei nie nehmen lassen. Aber sind wir denn überhaupt berechtigt, dem „schwarzen Bruder“, der sich in seiner gegenwärtigen Finsterniß ganz wohl fühlt, so ohne Weiteres die zweifelhaften Segnungen unserer Civilisation aufzudrängen? Ko.

— Ein Brief von Robert Flegel, datirt 24. Oktober 1885, meldet, daß derselbe damals mit der Errichtung des ersten deutschen Stationsgebäudes in Bakundi beschäftigt war. Der Ort liegt 190 m hoch am Tarabba, einem südlichen Zuflusse des Bennis, und etwa 75 km von der Mündung des Tarabba, welcher noch etwa 50 km weiter hinauf schiffbar ist, entfernt. Ringsum erheben sich Berge von 300 bis 450 m relativer Höhe und etwa 30 bis 40 km südlich von Bakundi beginnt das im Gendero und Hossere Tadin gipfelnde Bergland, welches Flegel vornehmlich zu seinem Arbeitsfelde erlesen hat.

— Der Kommandant Combès ist vom Niger zurückgekehrt mit einem Vertrage, welcher die Landschaft Bure unter französischen Schutz stellt. Dieselbe soll reich an Gold sein, liegt am Niger, wo der Tomkisso in denselben einmündet (circa 11½° nördl. Br.), und enthält die Quellen des Bachoy, des einen der beiden großen Quellröme des Senegal. So hat Frankreich bereits an drei Punkten des Niger festen Fuß gefaßt: in Bure, in Bamaku und in dem kleinen Fort Kuliforo, 70 km unterhalb Bamakus. — Auffallend ist, daß das kleine Kanonenboot, welches auf dem Niger schwimmt und denselben theilweise untersucht hat, aus einandergenommen und nach dem Senegal transportirt werden soll. Als Grund dafür werden angegeben die Gefahren, welche einerseits durch Stromschnellen zwischen Bamaku und Kuliforo, andererseits von den Banden Samory's, des eifrigen Gegners des französischen Vordringens im westlichen Sudan, drohen.

— Die Eisenbahn am oberen Senegal ist auf der 54 km langen Strecke von Les Rayes (900 km von St. Louis entfernt) bis Diamu vollendet und wird seit Anfang December 1885 zum großen Erstaunen der Eingeborenen täglich von zwei Zügen befahren, die freilich zu den 54 km fünf Stunden Zeit gebrauchen. Die Bureaus und Magazine sollen von dem heißen und ungesunden Les Rayes nach Diamu verlegt werden. Von dort ist die Bahn bis Bafulabe, 90 km weit, im Bau begriffen. — An der vollständigen telegraphischen Verbindung von St. Louis mit Bamaku am Niger fehlt jetzt nur noch die 97 km lange Strecke Matam-Bafel.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. VII. (Mit sechs Abbildungen.) — G. Jung: Die gegenwärtigen Zustände von Korea. II. (Schluß.) — Die Goajira-Halbinsel. — Kürzere Mittheilungen: J. Audoubert's Reisen in Madagascar. Entgegnung. — Die Buren von Humpata. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 31. Januar 1886.)